Pränumerationspreis.
Für Wien:
Morgen- und Abendblatt mit täglich zweimaliger Zustellung:
Monatlich . . . . 3 K 20 h
Mit täglich einmaliger Zustellung:
Monatlich . . . . 2 K 20 h
Vierteljährig . . . 6 K 60 h
Mit täglich einmaliger Zustellung:
Monatlich . . . . 2 K 50 h
Vierteljährig . . . 10 K — h
Einzelne Exemplare zu Wien:
Morgenblatt . . . . . 8 h
Abendblatt . . . . . 4 h

Neues Wiener Tagblatt.

Demokratisches Organ.

Pränumerationspreis.
Für Oesterreich-Ungarn:
Morgen- und Abendblatt mit täglich zweimaliger Zustellung:
Monatlich . . . . 3 K 60 h
Vierteljährig . . . 10 K — h
Halbjährig . . . . 20 K — h
Ganzjährig . . . . 40 K — h
Mit täglich zweim. Postversendung:
Monatlich . . . . 4 K 40 h
Vierteljährig . . . 12 K — h
Halbjährig . . . . 24 K — h
Ganzjährig . . . . 48 K — h
Für das Ausland:
Mit täglich einmal. Postversendung für Deutschland vierteljährlich 16 K für alle anderen dem Weltpostverein angehörigen Länder 18 K
Bei den Postämtern vierteljährig:
In Deutschland 8.95 Mark. In Italien 10.94 Fr., Schweiz 4.- Dalgarien 11.45 Fr., Montenegro 10 Serbien 10.60 Fr., Rußland 13 Fr., Rumänien 13 Fr.

Redaktion:
I., Stubenring Nr. 3, 1. Stock (Eingang Rotenturmstraße).
Expedition, Administration, Inseraten-Bureau:
I., Stubenring Nr. 17.
Inserate übernehmen alle renommierten in- und ausländischen Annoncen-Bureaux.

Samstag, den 18. Juli 1903. 37. Jahrgang.

Nr. 195.

Siebzig Jahre.

Es muß in Oesterreich eine Zeit überquellender Talentproduktion gewesen sein, in welcher das famose Gesetz von der Altersgrenze der Universitätslehrer geschaffen wurde. Die Jugend sollte auch daran kommen, das Alter mußte ihm den Platz, welcher immer es war, freigeben. Während in Deutschland die großen Meister — wir erinnern nur an Mommsen, Helmholtz, Ranke, Virchow — bis in ihre spätesten Lebenstage in lebendigem Kontakt mit ihren Schülern bleiben und blieben, hält man sich bei uns an das Bibelwort, wonach das Menschenleben, „wenn es hoch kommt", siebzig Jahre währt; ein Universitätsprofessor, der noch älter werden will, darf das nicht auf dem Katheder. Für den Katheder ist er gestorben. Nun ist es ja richtig, daß der Gelehrte diese theoretische Todeserklärung sehr gut verträgt; die Statistik weist in den gelehrten Berufen die größte Langlebigkeit nach und dem Historiker, dem Naturforscher, dem Arzt, dem Philosophen kann es nur willkommen sein, wenn ihm für seine Arbeit die Muße geboten wird, das otium cum dignitate, dessen er jetzt, in seinen alten Tagen, vielleicht mehr bedarf als damals, da der Lehrberuf nur ein Korrolar seiner wissenschaftlichen Arbeit war. Trotzdem und wenn uns auch das Geschick in der Wahl seines Nachfolgers günstig war, fühlt man es hart, daß die Stimme zum Beispiel eines Eduard Sueß nicht mehr vom Lehrstuhl herabtönt, und man wird es schmerzlich empfinden, wenn wieder altvertraute Namen, mit denen immer eine charakteristische Nuance des Wissenszweiges, dessen Zier sie waren, verbunden ist, aus dem Lektionskatalog der Universität gestrichen werden.

Wir haben darüber berichtet, daß das Professorenkollegium an der Wiener Universität in diesem Jahre drei seiner Mitglieder verliert; nur eines von ihnen — Professor Menger — hat aus Gesundheitsrücksichten vorzeitig sein Lehramt aufgeben müssen, die beiden andern — Cyhlarz und Neumann — welchen dem Altersgesetz, das zum Glück nur für die Universität und nicht für das Leben und die Wissenschaft überhaupt gilt. Als ob nicht der Tod genug schmerzliche Lücken in die Reihen der Männer riße, welche unsere wichtigsten Lehrstühle innehaben, wird durch dieses selbstgeschaffene Gesetz eine neue Schwierigkeit für die Erhaltung des Standards unserer Universitäten konstruiert. Ein österreichischer Unterrichtsminister hat es ohnedies nicht leicht. Was für Rücksichten hat er nicht zu wahren, was für Empfindlichkeiten zu schonen, mit welchen Reklamationen wird er nicht angegangen, wo es sich um unsere Hochschulen handelt! Wir sprechen gar nicht von unvernünftigen Reklamationen, bei deren Abweihr sich der Europäer in dem Leiter des staatlichen Unterrichtswesens zu empören scheint, wenn wir seine Stellung gegenüber meist scharf pointierten Interpellationen in Hochschulfragen nicht bewundernswert finden. Er bekommt die Mannigfaltigkeit der politischen und nationalen Divergenzen in unseren Vertretungskörpern vielleicht härter zu fühlen, als irgendeiner seiner Ministerkollegen. Offenen und Untergrundströmungen hat er standzuhalten und je ernster sein Wille ist, die Universitäten nicht von dem hohen Niveau herabgleiten zu lassen, auf dem sie zu erhalten er als seine Pflicht empfindet, umso häufiger stößt er hier und dort auf Schranken und Widerstände. Das Wort Maria Theresiens, „die Schule ist ein Politikum", hat bei uns nachgerade eine Bedeutung bekommen, an welche seine Urheberin gewiß ebenjenemig gedacht hat, wie alle die, welche sie seither zitiert haben; die Schule ist heute ein Politikum insoferne als sie zum Werkzeug im politischen Kampfe, sei es um jeden Fußbreit Bodens kämpfender Klerikaler, sei es verkumter Nationalisten geworden ist, die Universitäten als Zeugnisse für rühmlich erreichte Kulturhöhen fordern. Wenn es schon an sich nicht leicht ist, für scheidende Lehrkräfte, welche durch ihre wissenschaftliche Bedeutung und ihren Ruf den Glanz und die Anziehungskraft unserer Hochschulen erhalten geholfen haben, würdigen Ersatz zu finden, um wie viel schwerer ist dies nicht angesichts der leidenschaftlichen Kämpfe, welche von Faktoren, die von Rechts wegen mit dem Unterricht und der Wissenschaft nichts zu tun haben, rings um die Lehrkanzeln ausgefochten werden. Wie oft widerhallen selbst die natürlichen Pflanzstätten für die Wiener Universität, die Provinzialhochschulen vom Kampfgeschrei! Und wie zögernd die erwünschtesten und berufensten wissenschaftlichen Kräfte Deutschlands sich diesem brodelnden Hexenkessel anzuvertrauen wagen, hat unsere einst so viel bewunderte und umworbene alma mater Rudolfina nun schon oft erfahren!

Und zu diesen großen Schwierigkeiten kommt nun noch in Oesterreich das Gesetz, welches jeden Hochschulprofessor, der sein siebzigtes Lebensjahr erreicht hat, von der Lehrkanzel vertreibt. Kaum ein Jahr vergeht so, ohne daß um einen Ersatz für einen der altberühmten Namen Umschau zu halten wäre — und wie oft erfahren wir es, daß dann die Anforderungen herabgestimmt werden müssen, die bis dahin an die Ueberlieferung bestimmter Disziplinen geselt worden sind. Wie die Dinge heute nun einmal liegen, sind die österreichischen Universitäten am wenigsten von allen in der Lage, eine solche Beschränkung in der Wahl ihrer Lehrer zu vertragen. Nicht das Alter, nicht die Geburt und die Landsmannschaft dürfen für die Wahl eines Hochschullehrers in Betracht kommen, nichts als die Schätzung seiner wissenschaftlichen Leistungen. Wenn dieses Prinzip einmal wieder seine Anerkennung gefunden haben wird, dann wird auch das Leben an unseren Universitäten neue, herrliche Blüten treiben und ein Kreuz wird von den Schultern des Unterrichtsministers genommen sein.

Dr. Vladan Georgievic über den Belgrader Mord.

Der gewesene serbische Ministerpräsident Doktor Vladan Georgievic veröffentlicht in Hardenß „Zukunft" unter dem Titel „Der letzte Obrenovic" eine Schilderung der Regierungszeit des Königs Alexander von Serbien, welche sich zu einer wahren Anklageschrift gegen den ermordeten König und sein System gestaltet. Welcher Partei man angehören mag, wie immer man vom politischen wie menschlichen Standpunkte aus über die Geschehnisse, die sich am 10. Juni d. J. in Belgrad abgespielt haben, denken mag, so macht es doch das Ansehen, welches sich Doktor Vladan Georgievic auch im Auslande erworben, begreiflich, wenn wir im folgenden einen Auszug aus dieser seiner merkwürdigen Schrift wiedergeben, die eine Fülle bisher unbekannt gebliebener Tatsachen enthält, für deren Richtigkeit ja der Autor als Gewährsmann Bürge gelten darf. Der Verfasser beklagt zunächst das einstimmige Schuldig!, das bisher das serbische Volk wie die serbische Armee getroffen hat, und führt dann fort: „Nicht mehr von häufig arbeitenden Journalisten, sondern von den maßgebenden Leitern der europäischen Politik und selbst von der Höhe eines der ehrwürdigsten Throne der

---

Vorlesung des Romans „Romanmensch" von Georg Freiherrn v. Ompteda. Seite 16.

Feuilleton.

Vierzig.

Schrecklich, was einem mit der Zeit alles passiert: jetzt werde ich morgen Vierzig! Voriges Jahr Hauptmann, Schnitzler und Meterlink, heuer ich, auf's Jahr Hartleben und D'Annunzio. Aber noch immer heißen wir die „Jungen", es sind noch keine neuen da. Das mag ein Trost sein. Doch spürt man es traurig, und leise schwerben Ahnungen herüber, daß sich nun manches werden wird.

Wenn ich denke: vor zwanzig Jahren oder selbst noch vor zehn — war denn das wirklich derselbe Mensch? Ich lache ja jetzt über ihn, aber doch ein bißchen neidisch. Und wenn es menschlich ist, so sich unablässig immer wieder zu verwandeln, was wird dann erst in zehn Jahren noch alles aus mir geworden sein? Soll ich hoffen, soll ich fürchten? Doch das liegt auf den Knien der Götter, heißt's im Homer.

Vor zwanzig Jahren war ich um diese Zeit am Gleinkogel, das ist ein Wirtshaus an der rauschenden Traun, dahin hatte mich mein Vater verbannt, denn er zürnte mir, weil ich an der Wiener Universität relegiert und von der Grazer ausgewiesen worden, aber keineswegs getrostet war. Ich kam mir sehr wichtig vor, daß ich, so jung, den Behörden schon gefährlich schien, und ich zweifelte nicht, der Mann unserer Nation zu sein. Noch vor sechs Monaten hätte ich mir das nicht zugetraut. Ich war, kaum achtzehn, von Salzburg nach Wien gekommen, um mich der Philologie zu ergeben. Manchmal dachte ich aber auch, lieber Schauspieler zu werden. Und dann fing mich der Zauber der großen Stadt ein und es regte sich das junge Herz. Griechische Verse, Mitterwurzers Macht, Freude, von gütigen Frauen geschenkt — so zog's mich hin und her und ließ mich schwanken. Ein bißchen bin ich immer ein Eremit gewesen, gern über Büchern allein, allen Zeiten horchend. Aber dann war auch Heiß ein kleiner Abenteurer in mir bereit, neugierig, sich in die Gefahren der Welt zu wagen. Und ich hatte mich immer sehr lieb und hätte mir gern jeden Gemütz vergönnt. Gab ich irgend einen Menschen froh, so wollte ich es gleich auf seine Weise sein. Dies war es auch, was mich zur Burschenschaft trieb, wo manche Kameraden ganz selig waren. Ich ist es ihnen nach, begierig, das Gefühl von Kneipen und Mensuren kennen zu lernen. Und ich fehlte natürlich nicht, wenn einmal der Lebenslust und mit großen Worten für die Nation begeisterten. Wo nur eine Flamme war, lief ich hin, mich anzuzünden; und Pindar, Mitterwurzer und Schönerer waren mir gleich: Erreger für mein Gemüt, das verlangte, berauscht zu sein. Nun begab es sich, daß damals Richard Wagner starb und die Studentenschaft ihn durch einen Kommers zu ehren beschloß. Meine Burschenschaft war an der Reihe, den Redner zu stellen, und es wurde einer von uns bestimmt, der durch den Ernst seines Wesens und die Macht seiner feierlich rollenden Beredsamkeit das Vertrauen der Verbindung gewonnen hatte. Aber da geschah es, daß dieser, nachdem er sich eine Woche vorbereitet hatte, am Tage selbst, acht oder neun Stunden vor der Feier, heftig erkrankte; und so fand ich, als ich wie gewöhnlich zum Offen auf die Bude kam, die Freunde in heller Verzweiflung. Sie wollten die Ehre des Redners durchaus keiner anderen Verbindung anvertrauen, hatten aber keinen, der sich getraut hätte, unvorbereitet vor breitausend Menschen hinzutreten; und so schrieen die Gewaltigen der Couleur ratlos und aufgeregt herum. Ich, voll von Fuchst, setzte mich unten hin und, nach meiner Art, je fataler es um mich zugeht, desto lustiger zu werden, fing ich an, unsere Würdenträger auszuplotzen, bis es ihnen zu dumm war und einer schrie: Halts Maul, blöder Fuchs! Ich duckte mich, um nach einer Pause ganz unschuldig zu fragen, was denn eigentlich geschehen sei, und als ich es erfuhr, gelassen zu verschern: wenn der Horand krank sei und deshalb nicht reden könne, solle halt ein anderer reden. „Vielleicht du?", höhnte man, erbost. „Gern", antwortete ich. Man lachte dröhnend, inzwischen hatte der Kellner die Kurten gebracht und wir fingen unter unser tägliches Quodlibet zu spielen an, während oben die Gewaltigen fortfuhren, bestimmert zu tuscheln. Plötzlich kam einer herab und nahm mich beiseite: „Hättest du wirklich den Mut?" Ich erschrak, denn ich hatte sie ja doch nur foppen wollen, konnte nun aber nicht gut zurück und sagte: „Natürlich!" Sie tuschelten wieder einige Zeit und dann wurde mir gesagt, nach Hause zu gehen, um mich vorzubereiten, um acht aber in Wichs wieder da zu sein. Ich fragte nur noch, nonchalant: Was soll ich denn aber eigentlich reden? Und es hieß, die festrede werde ein Professor halten, ich hätte nur die Verehrung der deutschen Studentenschaft für Wagner auszudrücken. Und so ging ich. Ich kannte den „Tannhäuser" und schwärmte für Wagner, weil er allen Leuten zuwider war, die mir zuwider waren. Nun hätte ich aber doch gern noch mehr über ihn erfahren. Ich ging also zu Leß, da war ein Haufe seiner Schriften, der nahm ich mit. Er enthielt: „Die Kunst und die Revolution". Der Titel gefiel mir, und auf dem Wege sah ich immer den großen Saal und die diesen Menschen und das helle Licht

Welt, von dem Kaiser Franz Josef, diesen Majestät und Serben in so mancher schwierigen, gefahrvollen Lage väterlich in Schutz genommen hat, ist dieses Urteil ausgesprochen worden. Und darum bitter heute ein Serbe sein Wort, um gegen dieses harte Verdikt zu appellieren. Wird man auch mit nachsehen, daß ich als Parteigänger der neuen Dynastie mit von der Verschwörung war und von meine eigenen Handlungen verteidige? Nein: Niemand wird so sprechen; denn in den europäischen Kabinetten weiß man: Der hier redet, ist ein übergeiziger Monarchist, war Premierminister der Könige Milan und Alexander, hat die Karageorgiewic als Feinde seines Königs und Herrn bekämpft und konnte in der Hitze des Gefechtes die Waffen nicht ängstlich wählen; er hat sein Leben lang der Dynastie der Obrenowic mit ungeheuchelter Hingabe bis zur Selbstaufopferung gedient . . ." Nach diesen einleitenden Worten schreitet dann der Verfasser zur Erzählung des „fürchterlichen Selbstmordes dieser Dynastie" und berichtet, an den ersten Staatsstreich Alexanders (April 1889) anknüpfend, wie folgt:

„Noch Hand er nicht unter Dragas Führung, aber die Fähigkeit, ihr Schüler zu sein, kündete sich bereits an. Es war furchtbar zu hören, welcher Geist schon damals aus ihm sprach; eine wilde Tücke, wie sie von ihm vielleicht nur noch in dem nervösen Gemüthen umging. Er wollte die Radikalen wieder fortjagen. Wie model man das kunstgerecht? Ich höre lachen; doch du lachst zu früh, du in den Praktiken der Innenbankbarkeit erfahrene Kabinettskunst! Denn in der Verschlagenheit gab die dieser Knabe doch noch viel vor. Hinauswerfen, den man gestern und Heute geschlossen: Das ist sich leicht leisten; und was ist schließlich in einem monarchischen Lande eine Partei? Das nimmt man und spuckt es wieder aus, denn man weiß schon mit zwanzig Jahren: Eher wird eine Mutter den Dolch in das Herz des eigenen Kindes bohren, als daß ein patriotisches und in seinen jungen Königs verliebtes Volk aufhören wird, die Handlungen dieses Königs mit tausend Menschlichkeiten zu entschuldigen. Ist er nicht jung, heißt es dann, ist es nicht besser, er ist temperamentvoll und ungestüm? Wäre etwa zu wünschen, er zeigte schlafrige Blutarmuth? Um die Radikalen zu verabscheuen, war also weder Mut noch eine besonders tückische Erfindungsgabe nöthig. Aber es handelte sich ja gar nicht um ihre Entfernung als Selbstzweck; um etwas Größeres ging's: ein neuer Staatsstreich sollte gemacht, die neue Dynastie feierlich mit der Hand auf dem Evangelium beschworene Verfassung gebrochen und die vom Jahre 1868, deren Aufhebung in blutiger Revolution erkämpft worden war, wieder dem Volke aufgeradigt werden. Um dieses Ziel zu erreichen, bedurfte es schon erfinderischer Kräfte: man mußte eine Staatsgefahr erfinnen, deren Ursache eben der Radikalismus war, und plausibel machen, daß jes ihr gegenüber kein anderes Schutzmittel gebe, als die Wergrößerung der königlichen Machtvollkommenheiten und die Aufhebung zur Tyrannis von 1868. Das nun ist also die Frage, die ich an die Urheber der Staatsstreiche und Verfassungsbrüche stelle: Wie kompromittiert man am hellen, lichten Tage eine redliche und loyale Partei und stürzt somit ihr zusammen die Konstitution, zu der sie steht, in den Abgrund? Nun, wenn lange Wege Extremen man sich vielleicht noch der Reise, die der König, umgeben von seinen radikalen Ministern, im Kreise Ujice machte? Alles war ahnungslos. Plötzlich, als man auf die Zeitungsbahne kam und die Wagen schon den Berg hinanklommen, hielt die königliche Equipage happ vor einer Stelle, wo die Straße hart an einem Abgrunde vorbeizieht, und — allgemeine Aufregung! — der König verließ den Wagen und ging weiter zu Fuß . . . Warum? Was war geschehen? Nun, ein Streich von der Art, wie sie Viktor Hugos unsterblicher Graf Ahlefeld verübte; ich bemerke ausdrücklich, daß die Sache erdichtet und erwiesen ist. Man fingierte eine Verschwörung der radikalen Minister gegen das Leben des Königs. Im Auftrage des Königs versländige ein Vertrauter eine dritte Person, daß hier, an dieser Stelle, mit Wissen der Minister die Pferde des königlichen Wagens scheu gemacht werden würden, und nachdem diese dritte, ohnmöglose Person in heller Angst die Warnung wiedergegeben: konnte dann der König, den man in den Abgrund stürzen wollte, mit den Attentätern weiterreisen, die ihnen die Macht im Lande gab? Und so durfte man jetzt schon sagen: Verbrechen auf Schritt und Tritt; und daß es eben noch größerer Leiden und Martern bedarf, bevor man sich entschließt, von seinem jungen König, dem man Treue geschworen, das Aergste zu glauben und alle Hoffnung zu entsagen. Denn das mußten wir serbische Politiker, wie es im Herzen dieses Gesalbten in Wahrheit aussah. Wie sollten wir nicht hoffen und glauben, daß so viel Jugend, die wir liebten, sich am Ende doch zur Ruhe und Besonnenheit finden werde? Einmal rief ein scheidender Minister dem König bei der Verabschiedung, indem er das Kreuz schlug, zu: „Gott soll mich davor bewahren, Eurer Majestät noch einmal dienen zu müssen!" Und doch diente man ihm wieder, wenn die Not rief, denn wir liebte ihn als den Verweser der nationalen Dynastie. Sollten wir uns aufsehnen und zu allem sonstigen Unglücke auch noch neue dynastische Kämpfe heraufbeschwören?

Ich wurde also auch kein Ministerpräsident — ich drei Jahren der neunte! — und ich, Bladan Georgiewic, der ich der Dynastie nahe lin, begegne hier vor Europa, daß der König hier unter einen Mörder dang, um seinen Vater Milan zu ermorden. Ja, hört es, Ihr Majestäten, hört es, zivilisierte Nationen, die Ihr jetzt die Selbstthätige, zu der ein unglückliches Volk greifen muß, als Uebermaß unerspitzlicher Gewalt empfindet: König Milan ist von Serbien und seine namalige Maitresse und spätere Frau Draga haben den Mörder Knejevic gedungen, um den eigenen Vater des Königs, den Schöpfer des neuen serbischen Königreiches, den serbischen König nach dem Unterjochen des einstigen Kaiserreiches, frei und unabhängig zu erschießen. Von dem Verhältnisse des Königs wußte man. Wen ging es an? Ist ein Minister berufen, die erotischen Abenteuer seines Herrn zu kontrollieren? Wir hatten einen anderen Ehrgeiz und andere Gedanken, hatten als Minister des serbischen Volkes anderes zu tun. Einen Zagar kann der Präfekt von Belgrad, Risto Bademlic, zu mir zum Rapport und fragte: „Wissen Exzellenz davon?" Natürlich wußte ich und fragte, da ich ja ein europäischer Minister war, was sich denn die Polizei, wenn sie für die Sicherheit des Königs gesorgt habe, noch weiter um diese Jugendtorheit zu kümmern brauche.

„Aber, Herr Ministerpräsident, wenn der König etwa auf die Idee kommen sollte —?"

„Auf welche?"

„Nun, auf die Idee, diese Person zu heiraten?"

Der närrische Polizeieinfall erbitterte mich und ich sagte: „Sie sind ein guter Polizeibeamter und brauchen als solcher die Psyche des Königs nicht besonders genau zu kennen." Hatte ich unrecht? Der Ausgang zeugt wider mich: ich hatte nicht recht; und wenn man will, kann man aus diesem Falle die Lehre ziehen, wie töricht der Glaube ist, man habe sich als Staatsmann immer nur mit großen Thoren und bedeutenden Kräften auseinandergesetzen. Glücklich jeder, dessen Wirksamkeit in der Linie des wirklich Großen und Bedeutenden verläuft: Wir serbischen Politiker, die wir nach besserm Wissen für unser Volk strebten und auch Kräfte und Gaben unser Eigen nannten, wir mußten alle, alle an einem elenden und erbärmlichen Buhjagendnest scheitern, aus dem dieser lasterhaften Liebe erwuchsen ungeheure Verbrechen. Ja, mein lieber Bademlic, der du heute schon tot bist: an deinem Grabe leiste ich die Bitte; denn die Polizei behielt recht und die Psychologie unrecht, und als wir Serben Recht schöpfte und erklärte, das ganze serbische Volk und er selbst werde gegen einen so unsäglich beschämenden Wahnwitz Maßregeln ergreifen, da feuerte plötzlich der Mörder Knejevic seine Schüsse auf Milan ab . . . Jede weiß man, was weiter geschah? Die Mordverschwörer trafen nicht gut, und was also tun, um den Verdacht von den Urhebern abzulenken? Nun: der Mörder, der Alberne, der noch auf der Richtstätte lächelte, weil ihm die Begnadigung und die darauf folgende Belohnung versprochen war, wurde von den Polizei, rasch ertrofen, und der Gedaner Präfekt Anjelic, der um die Sache wußte, erdrosselt aufgefunden. Und Alexander? Noch am Tage des Attentats wurden die Minister zum König befohlen, der von ihnen die Verhaftung und Einkerkerung sämtlicher — radikalen Führer forderte! Sie waren entsetzt. Wo waren Schuldbeweise, wo auch nur Verdachtsgründe? Wir wollte man solche Massenverhaftungen rechtfertigen? Das Bedenken erbitterte den König. Sofort wurde der Kommandant der zweiten Kavallerie-Brigade, Oberst Alexander Konstantinovic, in den Saal gerufen und vor allen Ministern wörtlich so angredet: „Wenn ich Ihr jetzt befehle, die Hochverräter, die auf dieser Liste verzeichnet sind, noch heute Nachts erschießen zu lassen: wird Ihr Befehl ausführen?" Und die Minister, um ein fürchterliches Blutbad zu verhüten, willigten in die Forderung. Und meint der Leser, nun sei die Sache zu Ende? O nein; eine Steigerung folgt. Hat man schon die Radikalen: warum nicht auch das letzte tun und die Radikalen beseitigt? Deshalb Belagerungszustand für den Belgrader Kreis und Ernennung des Standgerichtes zur Aburteilung der Attentäter; und als der Ministerrat und mit ihm der zunächst Betroffene, König Milan selbst, siebentlich, mit aufgehobenen Händen, vor einem solchen durch nichts gerechtfertigten Schreckmittel politischen Daseins warnten, rief endlich der König: „Unter solchen Umständen bleibe ich nicht eine Minute mehr König von Serbien. Hier meine eigenhändig geschriebene und unterzeichnete Abdankung!" Und er legte die bereits vorbereitete Urkunde in die Hände des Kriegsministers Markovic. Und weiß man es; aber damals wußte man es noch nicht: Wann und wozu hatte er die Urkunde

vor mir, und ich hatte ein Gefühl, wie man es vor einer Mensur hat: nimm nur alles zusammen, was du bist, du mußt nur wollen, nur auf deinen Willen kommt es an! In einer festlamen Erektion meiner inneren Kraft, wie man sie vor einem Sprung oder beim Klettern hat, fing ich daheim zu lesen an. Plötzlich war es sieben. Diese schnaubenden Worte hatten mich betäubt, daß ich wie im Rausch war. Und nun dazu doch die Angst, die gemeine Angst, die begann zu schreien. Es gab ein Mittel dafür. Nicht zwei Säge fanden sich. Ich kleidete mich an. Dann wieder. Wieder umsonst. Alles leer. Ich mußte endlich fort. Es war höchste Zeit. Jetzt, durch die Gassen rennend, glaubte ich, deutlich zu hören, was ich sagen sollte. Glaubt ich aber fest an aufzuwerfen, so war es fort. Ich kehrte um und ein Rauschen und ein Schwellen, das wunderbar klang und wuchs. Aber kein Wort, kein einziges Wort war zu vernehmen. Nun kam ich an, so bestimmt schon, rasch in die Wagen. Hier wünschte ich mir, niemals anzukommen. Aber dann im Saal, kam a große Licht und was Summen der tausend Menschen und Musik — da wurde mir so wohl, daß ich kaum mehr zu dünkigen und zu halten war, und als jetzt die Klingen sausten und die Lieder stiegen, war ich wunderbar gewiß. Ich hörte deutlich den ersten Satz, den ich sprechen würde. Dieses sagte ich mir nun in einem fort leise vor, immer wieder, hundertmal, mit großer Angst, ihn zu vergessen, aber ganz sicher, daß die anderen ihm schon folgen würden. Und noch, indem ich, aufgeruffen, zum Podium ging, sagte ich immer noch nur diesen Satz vor mich hin. Dann, oben, saß ich mich um, sprach meinen Satz und und nun fühle ich heute noch genau, wie ich mich wunderte, daß es mir von allen Seiten zufloß, und mich selbst kindisch freute und neugierig war, was ich denn noch alles sagen würde. Ich habe niemals erfahren können, was ich damals eigentlich gesprochen habe, es muß ja schrecklich gewesen sein, denn der Jubel war ungeheuer, plötzlich stand der Kommissär neben mir, wir wurden aufgeklärt, ich sprach noch immer fort, der Kommissär schrie, Wache kam und von den Fingerhen, schreienden Menschen fand ich mich im Triumph auf die Straße getragen. Den anderen Tag zogen die Zeitungen los, daß wurde ich vor den Senat beschieden und es war aufgemacht, wie ich nun staunend erfuhr, daß ich ein „höchst gefährliches Element" war. So weicht man bei uns Minister und Verschwörer. Hätte ich mich nicht zuletzt doch selbst besser begriffen als jene gelehrten Herren, die mich hier relegierten, in Graz gleich die Studentenschaft versammelten, um sie vor mit zu warnen, und über-l die Polizei auf mich hetzten, so wäre ich zugrunde gegangen, es hätte nicht viel.

Vor zehn Jahren war ich wieder in Wien. Eben zurück von langer Wanderung: über Berlin nach Paris, wieder in Paris, wieder in Berlin und noch nach Petersburg, immer in Gehnsucht. Was mich gerettet hat, war, daß ich endlich doch begriff, jene höchsten Sensationen, in welchen der Mensch außer sich zur Erleichtung gerät, nicht mehr zum wirklichen Leben, sondern der Kunst abzufordern. Ich hatte Momente erlebt, die mich erst fühlen ließen, was ich bin, und wenn ich auch ihnen wieder ins gemeine Dasein versank, war es mir unerträglich. Das ganze Leben auf die Höhe jener Momente zu bringen, wurde also mein Problem. Nun meinte ich zuerst, dies könnte durch Maßregeln der Verfassung oder der Verwaltung geschehen, und machte darum alle radikalen Parteien durch, bis ich ihrem Ende die Kunst fand. Es wurde mir klar, daß das Leben seine Wahrheit ist, aber der Mensch die Kraft hat, jede aus ihm zu gestalten. Es wurde mir klar, daß das Glück nicht in den Dingen, sondern nur in uns selbst ist. Es wurde mir klar, daß es keine Schönheit gibt als in unserer Gehnsucht. Dieses hat mich, die Kunst allein hat mich gerettet.

Jetzt Jahre habe ich gebraucht, um den Irrtum meiner Jugend zu verwinden. Dieser war das Leben der Menschen oder auch nur eines einzigen Menschen könne jemals so werden, daß es der Gehnsucht genügt. Nun kann jahre ich wieder fest jetzt Jahre zugebracht, einen neuen Irrtum zu verwinden. Dieser war: unser Leben mit dem Ausdrucke der Gehnsucht, mit unserer Kunst, so zu verhüllen, daß wir es gar nicht mehr spüren. „In Schönheit leben" nennt man das. Siehe die Präraffaeliten, siehe Oskar Wilde. Im Kaiser auch Lichtwark und seine Gruppen. Diese alle glauben, der Mensch könne sich aus der Ekstase ein Licht ins gemeine Leben hinübernehmen. Ich glaube das jetzt nicht mehr. Ich glaube nicht, daß wir das Leben aus unserer Gehnsucht bestimmen können. Ich glaube nicht, daß wir uns aus dem Leben in unsere Gehnsucht flüchten können. Wir müssen das Leben in seiner Härte, wie es grausam und tückisch ist, ertragen lernen, weil daran erst unsere Gehnsucht reift. Ich ein Mensch erst alles seiner Gehnsucht zu opfern entschlossen, weil er in ihr die höchste menschliche Kraft spüre, so wird er auch wagen, freudig jede Not und Gefahr des Lebens zu ertragen, denn es ist nur der Schmerz, aus dem die Gehnsucht wird. Wer den tiefsten Sinn unseres Daseins spürt, der weiß, daß wir erst entbehren müssen, um uns besser zu sehnen, und der verfteht nun den Horatio, der „Stück und Gaben vom Geschick mit gleichem Dank hingenommen".

Hermann Bahr.